

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er Zeiger von der Uhr rüdte unbarmherzig vor; Gerhard, der auf dem Bahnsteig stehen geblieben war, sprang erst im allerletzten Augenblick in den Wagen. — Achim war nicht gekommen!

Ob Ellen es auf den Grund ihrer Seele doch noch hofft hatte? Sie glaubte es nicht und fühlte doch, wie eine Enttäuschung von ihr Besitz nahm, als der Zug aus der Halle fuhr. Nun erst war alles verloren! . . .

Erschöpft schloß sie die Augen und — war es, weil endlich die Spannung nachgelassen hatte, oder machte es das einseitige Rollen der Räder — sie schlief ein. Ihre Angehörigen wußten nicht, was zu rühren.

Der von ihm empfand, daß er diesen Schlaf ehren mußte.

Schweigend waren sie in den schönen Sommermorgen hinein, nur bemüht, das Geräusch der Ellen fern zu halten.

Frau Randow war mittelmäßig Natur, dachte dieses Gezwinge. In sich verließen ihrer Gedanken am besten fallen. Ihr Mann, sie zuweilen fast mit einem aus Bosheit und Mitleid gemischten Blick an. bereitete sie tatsächlich das wie eine leise Ge-

stimmung, daß sie einstweilen ihrem Herzen nicht Luft machen konnte. Er gab ihr unbedingt alle Schuld, daß sein armes Kind, die Ellen, diese neue Prüfung durchmachen mußte, und es schien ihm, als wenn seine Frau einen Teil ihrer Sünden abbläste. Viel anders war es auch in der Tat nicht. Nachdem die erste Empörung sich in ihr gelegt hatte,

hätte Frau Randow tausend Fragen stellen mögen, bis ihr unabhängig arbeitender Geist bei dem Punkte anlangte: Was nun? Sie machte Pläne und verwarf sie wieder und rüdte in ihrer Aufregung so unruhig auf ihrem Sitz hin und her, daß die Herren sie verschiedentlich zur Ruhe mahnen mußten.

Endlich nach Stunden — schlug Ellen die müden, verweinten Augen auf. So schlecht war es Frau Randow nicht oft in ihrem äußerlich glänzenden Leben gegangen, als in der Stunde, die Ellens Erwachen folgte. Auch Vater und Sohn hatten fieberhaft darauf gebrannt, Näheres von Ellen zu erfahren. Dennoch litten sie nicht, daß die Mutter das arme Kind mit Fragen überschüttete.

„Laß Ellen erzählen — nur das Nötigste, Liebling“, sagte ihr Vater und streichelte ihr die Hand.

Das blasse Mädchen nickte stumm. Das Sprechen wurde ihr unsagbar schwer, doch sah sie ein, daß ihre Eltern ein Anrecht hatten, die Einzelheiten zu erfahren.

„Achim ließ dich herunter bitten“, half Frau Randow.

Aber schon streckten sich ihr abwehrend vier Männerhände entgegen. Sie zog beleidigt die Brauen hoch und hob die Schultern.

„Er erwartete mich im Gesellschaftszimmer. Vorher traf ich — Heinrich“, berichtete Ellen trocken. „Er kam ja wohl von ihm.“

„Ach!“
„Das sagt alles!“

„Solch eine Unvorsichtigkeit!“

Alle drei Zuhörer schrien durcheinander.

„Und was sagte dein — dein —“

„Er warf mir vor, daß wir es ihm hätten sagen müssen“, antwortete die müde Stimme.

Drei Augenpaare richteten sich auf Frau Randow. Sie wußte sich nicht anders zu helfen — sie wurde wütend. „Mein Gott — was guckt ihr mich so an? Was wollt



Die Zerstörung eines Hauses durch die Engländer. (Mit Text.)

Ihr von mir? Warum habt ihr es ihm denn nicht gesagt, wenn ihr es durchaus für richtig hiellet?"

Den Herren blieb der Mund offen. Namentlich Herr Randow war von seinen seiner Frau an allerlei Überraschungen gewöhnt, aber dies überstieg denn doch seine Begriffe. Ellen wunderte sich nicht. Vielleicht war sie zu zerstreut dazu, sie hätte es selbst nicht zu sagen gewußt.

"Wir waren durch unser Versprechen gebunden, Mama", erklärte sie sanft. "Erinnerst du dich nicht? Wir mußten dir versprechen."

"Mein Gott, ja! Aber wenn ich die Überzeugung habe, daß ich unabsehbaren Schaden verhüten kann, wenn ich mich nicht streng an mein Versprechen halte, dann kann mich doch kein Gott davon zurückhalten zu reden."

"Allerdings nicht", bestätigte Herr Randow trocken. "Aber du vergißt, daß wir nicht — nun sagen wir mal — deine Gewandtheit besitzen. Doch, sag, weiter, Ellen: Wie hast du es ihm erklärt?"

"Erklärt? Ich? Ich glaube — gar nicht!" Unglücklich sah das junge Mädchen auf seinen Vater. Wieder streichelte er tröstend ihre Hand. "Es schadet nichts", ließ die Bewegung.

"Das sieht dir ähnlich! O du unglückseliges Kind, warum hast du mich nicht zu Hilfe gerufen?" Frau Randow war außer sich.

"Das hätte allerdings gefehlt", murmelte ihr Gatte respektlos. Er legte begütigend die Hand auf Ellens Schoß. "Sag mir nur eins: Habt ihr euch so getrennt, daß du — daß es einem Bruch gleichkam?"

Tränen schossen dem gefolteten Mädchen in die Augen. "Doch wohl, Papa. Ich dachte wenigstens: Nun ist alles aus!"

"Aber, Kind, du brauchtest doch nur —" begann ihre Mutter, die Herren jedoch fielen über sie her:

"Laß Ellen in Ruhe mit Vorschlägen, was sie gekonnt hätte oder getan haben mußte. Geschehene Dinge lassen sich nicht umgehen machen."

Frau Randow tat erhaben. Selbstverständlich nicht. Ihr tut, als ob ich weder Gefühl noch Verstandnis hätte. Es handelt sich vor allem darum, daß scheint ihr noch nicht zu wissen, was darüber zu einigen, wo wir nun eigentlich hinstehen."

Ihr Mann war nicht in der Stimmung, heute bei ihr über irgend etwas wegzusehen. "Davon ist bis jetzt noch mit keiner Silbe die Rede gewesen", stellte er fest.

"So will ich die Frage ansprechen", wick sie geschickt aus.

"Es kann dein Wunsch nicht sein, jetzt nach Berlin zurückzukehren, mein Kind", sagte sie liebevoll zu ihrer Tochter. "Ich glaube, das Müßte wird sein, wir fahren ruhig nach Wight."

"Nein, Mutter, um keinen Preis!" Ellen rief es schauernd. Im Fluge gingen ihr die seltsamen Träume, die sie an den geplanten Aufenthalt gesponnen hatte, durch den Sinn. Dort sollten sie allein und verlassen umherwandern, wo sie sich wundervolle Stunden in wachsendem gegenseitigen Verstehen mit Achim ausgemalt hatte? O, unerträgliche Qual!

"So schlage dir vor! Sag, was du möchtest. Ich bin bereit, mit dir zu gehen, wohin es auch sei!"

Ellen überlegte. Sie blickte vom Vater auf den Bruder. Dann sagte sie leise: "Es ist so gleichgültig, wo man ist. Entziehen kann man seinem Geschick nirgends. Laß uns ruhig nach Hause fahren, Mutter."

Das leuchtete Frau Randow durchaus nicht ein. Dazu hatte sie gar keine Lust. Es war erst Juli — was sollte man da schon in Berlin? Wie sah das außerdem aus? Jeder würde sich wundern!

Niemand antwortete ihr. Mit ganz festem Griff hatte Ellen ihres Vaters Hand gefaßt und hielt sie fest. Von Zeit zu Zeit drückte er die zarte Hand seiner Tochter. Er verstand, was sie meinte: Sie wollte sich nicht von ihm trennen. Es beglückte ihn in all dem Herzeleid dieses traurigen Tages. Denn er empfand, Ellen hätte mit Fug und Recht auch ihm gram sein können. Er war ein schlechter Vater gewesen, sonst hätte er sich nicht dem Willen seiner eiteln Frau, für die die Frage: Was sagen die Leute? Ziel und Richtschnur ihres Tun und Lassens bestimmten, gefügt in einer Sache, die für das ganze Leben seines Kindes von höchster Bedeutung war. Aber es sollte anders werden, das schwur er sich zu in dieser Stunde!

Was Achim Thorstein nicht zu hoffen gewagt hätte — er schlief fest und traumlos bis zum hellen Morgen. Als sein Blick auf die Uhr fiel, stand der Zeiger genau auf sieben Uhr achtzehn. Erschrocken richtete er sich auf: Das war die Zeit, zu der Familie Randow abreisen wollte! Warum hatte man ihn nicht gewacht? Eiskalt froh ihm die Erinnerung an das, was der gestrige Abend gebracht hatte, durch die Adern. Nun war alles aus — dies war das Ende. Jede Entscheidung war ihm aus der Hand genommen, dadurch, daß er seine Frau hatte abreißen lassen, ohne sich um sie zu kümmern. Sie würde ihre Schlasse daraus ziehen können...

Die Vernunft wollte ihm zurufen, daß es so das Beste sei. Aber in ihm wand und häumte sich das zertretene Herz. Er war

immer eine einsame Natur gewesen. Er hatte die Mutter verloren und vieles in sich verschließen müssen, wodurch leicht seine große Zurückhaltung erwachsen war.

Achim Thorstein brauchte lange, bis er die Gefühle, die in ihm wogten, so weit geordnet hatte, das er weiter zu denken vermochte. Ein fast physisches Unbehagen schuf ihm der Gedanke, aufzustehen und sich hier im Hause, wo er durch den längeren Aufenthalt und alles, was damit zusammenhing — nicht zuletzt seine Verlobung — eine viel bemerkte Persönlichkeit geworden war, zu müssen. Er glaubte, jetzt schon die neugierigen, fragenden Blicke zu fühlen, und all seine eiserne Zurückhaltung würde nicht darüber hinausheilen, den näheren Bekannten Aufschluß geben und sein längeres Hierbleiben zu erklären. Siebend stieg ihm das Blut in die Schläfen. Das ging nicht an! Sollte er den Fragen einer Mrs. Priestnall standhalten? Es war nur eins für ihn und das war schleunige Abreise!

Mit dem gewonnenen Entschluß ging er sofort an die Ausführung. Er stand auf, zog sich an und packte dann seinen Koffer ohne Hast. Ihm lag daran, das Frühstückszimmer nicht eben betreten, als bis er ganz allein darin sein würde.

Aber so spät er kam, es war doch noch nicht spät genug. Die Damen saßen in einem durch Palmen halb verborgenen Wintergarten. Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie sein Eintreten nicht bemerkten.

"Richtig eingefangen ist er worden", versicherte Mrs. Priestnall, "es war zu komisch, zu sehen, wie selbst der Müßige in solchen Dingen unerfahren ist wie ein Kind."

"Ich kann es mir gut denken", erwiderte Frau Winneberg, "Ellen Randow ist eine gefährliche Kolette. Aber er wird uns machen, wenn er in Berlin hört — übrigens ist ihr früherer Verlobter hier."

"So? dann kann er sich ja mit Herrn Thorstein in Verbindung setzen."

"Er ist nämlich merkantiligerweise gar nicht mit abgereist", sagte Mrs. Priestnall dazwischen. "Wissen Sie es noch nicht? Es ist die Sensation des Tages!"

"Amen Sie aus welchem Grunde?" fragte Frau Winneberg interessiert.

"Ich denke mir mein Teil", sagte die andere zögernd.

"Es ist ja nur eine Vermutung, und es ist deshalb vielleicht nicht recht, daß ich sie ausspreche. Aber Ihre Erzählung Ellen Randows Vergangenheit bestärkt mich nur darin. Denke mir," fuhr sie fast flüsternd fort, "sie wollte nach Wight reisen, um gleich dort zu heiraten. Sie wollte ihn gar nicht mehr aus den Augen lassen... Vielleicht hat er es aber doch gemerkt."

Frau Winnebergs Augen wurden weit. "Ich bewundere Ihren Scharfsinn. Natürlich ist es so, wie sie sagen."

"Ellen Randow wußte genau, daß ihr Verlobter nicht in Berlin kommen durfte vor der Hochzeit."

Thorstein hustete kurz und scharf. Erschrocken hoben die Damen die Köpfe. Im nächsten Augenblick hatten sie durch Seitenthür den Saal verlassen.

So! Da hatte er gleich das Urteil der Welt gehört. Es noch das Anfangsstadium — wie mochte es bis heute abgelaufen? Von Widerwillen erfüllt verlieh er das Haus, in dem er die glücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Löste sich gleich eine durchgehende Fahrkarte nach Berlin. wollte nichts mehr hören und sehen von der Welt. Ihm wurde, als müsse er sich vertreiben wie ein weibwundes Tier.

Ein Zug fester Entschlossenheit lag um seinen scharf geöffneten Mund, als er am Tage nach seiner Ankunft sein Büro aufsuchte, um sich zurückzumelden. Ein wahrer Hunger nach Arbeit erfüllte ihn — sie sollte ihm das Leben ertragen helfen.

Der Justizrat, ein stattlicher, älterer Herr von imponierendem Aussehen, nahm ihn mit offenen Armen auf. "Famos, daß du da bist", rief er in seiner ein wenig lauten Weise. "Ich bin seit langem verheiratet und möchte gern meiner Frau nachreisen, sobald eingearbeitet sind. Es ist doch nichts mit dem Alleinsein, wenn man mehr als zwanzig Jahre verheiratet ist. Das werden auch noch erfahren."

Thorsteins Lippen zuckten. In seinem Gesicht arbeitete Dem scharfen Blick seines Freundes konnte dies natürlich nicht entgehen. Er verschluckte eine Bemerkung und wandte sich schätzlichen Dingen zu, die er so eifrig und gründlich behandelt als sollte sein junger Teilhaber an diesem ersten Tage gleich größten Teil der verlorenen Zeit einholen.

Stunden waren vergangen, als Achim sich erhob, um zu gehen. Der Justizrat hielt seine Hand fest und sagte: "Ich erwarte Sie heute abend erwarten, nicht wahr? Wir haben doch noch andere Dinge zu besprechen..." Er zögerte, dann fügte er offen hinzu: "Mir liegt mein Brief auf der Seele, den hast du Sie doch noch erhalten?"

auf Thorsteins besahendes Niden fuhr er fort: „Ich habe in-
den noch andere Erkundigungen eingezo- gen, es ist da doch
manches zu sagen!“
Schon verabschiedete sich schnell. Ihm war, als lehrten die
seinen Augen des alten Herrn sein Innerstes nach außen. Nach-
treulich, in den langen Stunden des Alleinseins, machte er
Bemerkungen. Warum hatte er nicht gleich gefragt, welcher
die Dinge waren, die es noch zu sagen gab? War es nicht
jose Qual, sich diesen martierenden Gedanken auszuweisen, wo-
hi, von dem Mädchen, daß er angebetet hatte wie eine Hei-
neue nachteilige Dinge zu hören, sich mit blitzartiger Hoff-
es brauche nicht durchaus wieder etwas Schlimmes zu sein,
er hören sollte, ablösen.
Etwas in Ton und Blick des Justizrates schien auf günstigere
richten hinzudeuten. Aber durch die traurigen Erfahrungen
letzte Zeit war Thorstein müde geworden. Ihm schien, als
er am Ende dessen, was er ertragen könne, angelangt. Schon
Spannung, die er vergeblich niederzuhalten bemüht war,
setzte ihn in eine fieberhafte Aufregung.
Pünktlich auf die Minute zog er die Klingel an der Wohnung
Justizrates. Und er war geradezu niedergeschmettert, als er
sah, daß er nicht der einzige Gast des heutigen Abends sei.
Sein Hausarzt, Sanitätsrat Kirchner, ist Strohwinter, wie
erklärte Justizrat Goldbed. „Es paste also sehr gut.“
Nur die langgeübte Selbstbeherrschung ermöglichte es dem
geren, seine Enttäuschung zu verbergen. Er lämpfte mit
ob er nicht einfach mit der Tür ins Haus fallen und bitten
daß er ihm noch schnell, so lange sie beide allein waren, sagen
te, was er zu sagen hätte. Aber einmal konnte der Erwarte-
ten Augenblick eintreffen und dann auch schien der Hausherr
von einer gewissen Unruhe befallen. Alle paar Minuten
er auf, bald, um nach der Bowle zu sehen, bald um irgend-
Anweisung, die er zu geben vergessen hatte, nachzuholen.
Es ist nichts, wenn die Frau fehlt,“ sagte er wiederholt, wenn
kurzdam und sah Thorstein, Zustimmung erwartend, an.
er antwortete nicht. In seiner überreizten Stimmung wäre
ihm unmöglich gewesen, auf irgendein gleichgültiges Thema
zugehen. Außerdem ward der Haushalt des alten Fremdes
geschulten Leuten, die lange Jahre in seinen Diensten standen,
vergütlich geführt, so daß es fast lächerlich erschien, daß dieser
plötzlich um alles sollte kümmern müssen.
Dem erfahrenen Anwalt konnte die gespannte und gereizte
stimmung seines Gastes nicht einen Augenblick verborgen blei-
ben. Allmählich wurde er selbst ungeduldig.
„Er bleibt lange, mein guter Freund Kirchner“, sagte er, als
halbe Stunde über die angesetzte Zeit verstrichen war. Das
das Elend, wenn man Ärzte einlädt. Wie kann man auf Pünkt-
keit rechnen. Sie sind stets entschuldigt — irgendein dringen-
Fall, den niemand auf seine Pünktlichkeit prüfen kann.“
Endlich erschien der Erwartete.
„Na — welcher Renommierpatient trägt denn heute die
schuld, daß unser Penderbraten hart werden mußte?“ riefte
der Justizrat, nachdem die Herren an dem sorgsam gedeckten
Tisch, dem man die fehlende Hausfrau in keiner Weise ansah,
sitz genommen hatten.
„Renommierpatient? Diesmal nicht. Leider ist es ein ernst-
er. Ich erzählte Ihnen doch — die kleine Randow ist kran-
ker worden.“
Thorstein hob den Kopf. Mechanisch nahm er sich von der
Büffel, die ihm der Diener reichte, aber er konnte nicht
hindern, daß ein Zittern durch seine Hände lief. Der Arzt
ein paar Bissen, dann sagte er:
„Ja, es ist sehr schade. Das arme Mädel hat kein Glück. Ich
se sie damals auch behandelt und war stolz darauf, sie einiger-
maßen wieder hergestellt zu sehen. Nun liegt der Fall weit ernster.“
Thorstein brachte kein Wort über die Lippen. Er hatte den
Kopf weit vorgebeugt und in seinen ersten Augen stand eine
stehende Frage, daß Sanitätsrat Kirchner sie nicht übersehen
ante. „Herzschwäche“, sagte er in bedauerndem Tone.
„Herr Thorstein kennt die Dame“, griff der Justizrat heßend
das Gespräch ein. „Ich glaube, es würde ihn interessieren, wenn
sie ihm erzählen wollten, wie sich nach Ihrer Ansicht die Sache
Fraulein Randow in Wahrheit verhielt im Falle Heubach.“
„Ich war mit den Herrschaften in Luzern zusammen“, murmelte
Thorstein. Ihm war unsäglich weh zumute. Ellen hier in Berlin
schwerkrank! An keine dieser Möglichkeiten hatte er gedacht.
Glaubte sie in Wicht und der Gedanke, daß sie an dem Ort
ste, den sie liebte, war ihm in gewissem Sinne ein Trost gewesen.
Der Fall ist ein Schulbeispiel für das, was der Mensch an-
nehmen kann“, begann der alte Arzt. „Ich kann mir nichts Schäreres,
anderes denken, als diese Ellen Randow mit achtzehn Jahren.
Der einzige Vorwurf, den man ihr machen konnte, war ihre un-

besangene Natürlichkeit. Sie erklärt auch einzig, wie sie auf einen
solchen hofen, oberflächlichen Menschen wie diesen Heubach
hereinfallen konnte. Sein bezeichnendes Äußeres im Verein mit
seinen gewandten Manieren konnten einem Mädchen wie sie
nur in der allerersten Jugend gefährlich werden. Ich neige, wie
Sie wissen,“ wandte er sich an den Justizrat, „dazu, diese frühen
Verlobungen überhaupt zu verabscheuen. Es kommt selten viel
Gutes dabei heraus.“

Goldbed lächelte fein. „Soviel ich weiß, war Ihre Frau Ver-
mähltn kaum achtehn.“

„Sehr richtig!“ Die älteren Herren tranken sich lachend zu.
„Das ist eine Ausnahme, die die Regel bestatigen“, sagte Kirchner,
um dann fortzufahren: „Es dauerte natürlich nicht lange,
bis Ellen dahinter kam, daß sie sich gründlich geirrt hatte. Und
ich habe es nie anders als eine besondere Tüde des Schicksals
ansehen können, daß ihr Abjagebrief an Heubach genau in dem
Augenblick bei ihm eintraf, als dort alles zusammenstürzte. Ich
habe es selbst miterlebt und kann mich dafür verbürgen, daß
wochenlange Kämpfe mit ihrer Mutter vorausgegangen waren,
die den letzten Schritt hinauszögerten hatten, bis es fast zu spät
war. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß sie viel zu anstän-
dig war, als daß sie nach dem Verlust seines Vermögens Heubach
im Stich gelassen hätte.“

„Er soll sie aber doch flehentlich gebeten haben?“ fragt Thor-
stein schnel. Er hatte längst Messer und Gabel hingelegt, es wäre
ihm unmöglich gewesen, auch nur einen Bissen hinunter zu würgen.

„Im. So heißt es. Und er hatte natürlich allen Grund, die
Dente auf diesem Glauben zu lassen. Denn ich kann mir wohl
denken, daß es ihm nicht angenehm wäre, wenn bekannt würde,
wie brutal er sich betragen hat. . . Er kam als ein Rasender und
überhäufte das Mädchen mit Vorwürfen. Sie hätte gewußt,
wie es um sein Vermögen stand und hätte ihm darum sein Wort
zurückgegeben. Ja, er schob ihr die Verantwortung zu, daß es
ihm nicht gelungen war, Kapitalien aufzutreiben, um den Zu-
sammenbruch zu verhindern. Zweifellos hätte sie ihre Absicht, sich
von ihm loszusagen, schon unter der Hand ausgeplaudert.“

(Schluß folgt.)

Die böse Sieben.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rißel.

(Nachdruck verboten.)

Man sah es dem schmalen hochgiebeligen Hause in der Kan-
nengießergasse der guten Stadt Mainz wohl an, daß
seine Besitzer wohlhabende Leute waren und daß sie mit dem
Sinn für Ordnung und Sauberkeit die Liebe zu dem, was dem
Auge wohlgefällt, vereinten. Denn zierliche Malereien waren
an der Vorderseite zwischen dem sauber gestrichenen Balkenwerk
angebracht und reiches Schnitzwerk zierte die Träger und Balken
des in der Mitte vorspringenden, bis zu dem steilen Ziegeldache
emporstrebenden Erkers. An den Büdnissen, die mannigfach
geformte, von buntfarbigem Blumengewinden umrahmte Bad-
waren, als Rutschen, Torten, Betten und dergl. darstellten, sah
man, daß man sich vor einem Bäderhause befand, was auch die
vor dem Verkaufsgewölbe in zierlich geschmiedetem Eisenring
schwebende Brezel aus Goldblech und der kräftige Geruch frisch-
gebäckerter Semmeln verriet, welcher der geöffneten Heube-
wölben Eingangspforte entströmte.

Die Bäderwaren der Witwe Knoderer waren in der ganzen
Stadt ihres Wohlgeschmacks halber berühmt. Kein Wunder des-
halb, daß sich schon vom frühen Morgen an die Käufer in dem
Gewölbe drängten und daß die Leute sagten, die Bäderel sei
eine Goldgrube. Trotzdem das Geschäft von einer Frau betrieben
wurde, der Witwe des Meisters Bastian Knoderer, welcher schon
vor einem Jahrzehnt — man schrieb das Jahr 1288 — das Zei-
liche gelehrt hatte. Aber Frau Gudula stand ihren Mann: die
hatte schon, wie böse Zungen behaupteten, das Regiment im
Hause geführt, als Meister Bastian noch lebte und verstand es,
mit den Bädernächten umzuspringen, daß diese nicht gegen
sie zu machen wagten. Trotz ihrer etwas zur Fülle neigenden
Gestalt war sie flink wie ein Eichhorn und wirbelte den ganzen
Tag im Hause herum, damit alles wie am Schnürchen gehe.
Wehe dem, den sie auf einer Ungeschicklichkeit oder einer Nach-
lässigkeit ertappte; der wurde mit einem Schwall von Schelt-
worten in das Gespräch genommen, daß ihm Hören und Sehen
verging. Und weil ihren scharfen Blicken nichts entging, der ge-
richtigste Anlaß aber genügte, die Schleusen ihrer Veredsamkeit
zu öffnen, so hörte man recht häufig ihre gellende Stimme und
recht häufig räumten sich die Nachbarn einander lachend zu: „Sa-
ha — die Teigmachtel schlägt wieder!“

Auch heute wieder herrschte im Bäderhause Sturm im Ra-
schen und es mußte wohl etwas Bedeutsames sein, was den

Unmut Frau Gudulas erregt hatte, denn ihre schrille Stimme erklang unausgesetzt in dem Verkaufsgewölbe, wo sie mit in den Hüften gestemten Armen einem jungen Mann in reißiger Tracht gegenüberstand, der vergeblich mehrmals versuchte, mit bittenden Worten den Redestrom der erregten Frau zu unterbrechen.

Es war ein schmuder Gesell mit offenem, von einem leichten Bart umrahmten Gesicht, das gegenwärtig einen recht betrübten Ausdruck trug, gerade wie das bildhäßliche Mäulchen des neben der Mehlmühle stehenden jungen Dirnleins, dessen blaue Augen sogar in Tränen schimmerten.

„Kauft in Gottes Namen Eure Semmeln, wo Ihr wollt!“ schrie eben die Meisterin mit furchtvollem Gesicht. „Solche Mundschachteln kann mir gestohlen werden, die für einen Dreier stundenlang schwapt und dem dummen Ding dort den Kopf verdreht! Mein Haus ist ein ehrbares Haus und keine Stätte für verfluchtes Gaunerspiel, wie es Brauch ist bei Euch gottlosen Gefellen und wenn Ihr in Eurer Hoffahrt glaubet, Euch hier ein Recht herausnehmen zu dürfen, dann sehet Euch vor, daß ich Euch nicht den Stadtvoigt mit den Rutenknechten auf den Hals schide — die werden Euch Nores lehren!“

„Aber Frau Meisterin“, warf der junge Kriegsknecht ein, als die Scheltende einen Augenblick innehielt, Atem zu schöpfen. — „Ihr schmähet mich mit Unrecht! Ich meine es ehrlich und hab Euer Grettelein von Herzen lieb, also daß ich kein schmerzlicher Begehren kenne, als Euer Eidam zu werden!“

„Mein Eidam Ihr?“ rief Frau Gudula zornig auslachend. „Ein Kriegsknecht, der nichts kann, als andere Leute totzuschlagen und Bürger und Bauern weidlich zu placken, wird mein Eidam nimmer! Das laßt Euch gesagt sein! Dort hat der Zimmermann ein Loch für Euch gelassen und vermesset Euch nicht, meines Hauses Schwelle nochmals zu betreten!“

Damit deutete die Bürende gebieterisch nach der Türe. Mit einer beschwichtigenden Gebärde wollte der junge Mann nochmals zu reden beginnen, da traten aber mehrere Bauernweiber in das Gewölbe, die frischgebakene Semmeln verlangten und die Frau Gudula wendete sich, unwillkürlich ihre grimmiige Miene ändernd, mit freundlichen Worten an die Käuferinnen, ohne den abgewiesenen Freier noch eines Blickes zu würdigen.

Der warf noch einen traurigen Blick nach dem schönen Grettelein, das in stilles Weinen ausgebrochen war und schritt hinaus auf die Gasse. — Ihm war todestraunig zumute. Die Liebe zu der schönen Bäckerstochter erfüllte sein ganzes Denken und glaubte er sterben zu müssen, wenn er Grettelein, das ihm heimlich Treue gelobt hatte, nicht als sein Weib heimführen durfte. Konnte ja auch einen Hausstand gründen und ein Weib

ernähren, insofern er als Günstling Kaiser Rudolfs von die mit Gnadenbezeugungen überhäuft wurde und von dem Kaiser schon verschiedene Mal aufgefördert worden war, mit

den Töchtern des Landes Amtshaus halten. Hatte das auch fleißig gethan, seitdem er mit seinem Herrn nach dem letzten Kriegszuge im goldenen Mäulchen verweilte und war den holden Mädchen zu Gefallen gegangen, aber hatte es vermocht, sein Herz höher schlagen zu machen, bis er in die blauen Augen der schönen Jungfer geschaut, als diese vom hohen Dome heimwärts schritt. Da war ein heißes Sehnen in ihm gekommen und heimlich war er der Schönen gefolgt, um zu erkunden, wo sie sei. Und täglich war er dann in dem Bäckerhause gegangen, unter dem Vorwand, Wecken und Brezeln zu kaufen, hatte mit Grettelein, das die Stube bediente, täglich freundliche Gespräche gepflogen, die bei jedem Ansehen einen wärmeren Grundton annahm, bis es dem losen Schelm gelungen war, die Herzen der beiden blühenden Menschenkinder mit seinen Pfeilen zu durchbohren. Heute hatte in aller Form bei der Mutter um die Hand seines lieben Mägdleins freien Willen und jetzt sollte alles vorüber sein.

In Gedanken versunken schritt der junge Kriegsmann quer über den Marktplatz, wo trotz der bitteren Kälte ein reges Leben herrschte. Er hatte Mühe, sich durch die dichtgedrängten Gruppen der feilschenden Käufer und Verkäufer zu drängen und wollte eben eine kleine

seiner Herberge führende Seitengasse einschlagen, als ein kräftiger Schlag auf seine Schulter ihn aus seinem Sinnen riß. Er umwendend, sah er sich einem hochgewachsenen Mann in Lederkoller mit mächtiger Adlernase gegenüber, der ihn lächelnd anredete.

„Heda, Gesell — wohin des Wegs? Schleichst ja so trübselig einher wie ein armer Sünder, dem das Kotenglocklein läuten soll! Solch Jammergeficht ziemt mit nichten einem solch schmucken Reitersmann!“

Er schreckt halbiert sich der Augen blickte tief vernein und stammelte. „Verzeiht mir, hoher Herr, doch ich den schuldigen Gruß Euch nicht entbot! Hab Euer Gnade im Gewölbe der Menge gar nicht gewahrt!“

„Weil du gleich einem Maulwurf ganz blind einher tappst!“ lachte der andere, indem er mit seinen blauen Augen den Jüngling scharf betrachtete. „Was drückt dich, Bels? Bist ja doch stets ein lustiger und natterer Geselle, doch Trübsal nur vor Hörensagen kennst. Laß mich's von Sta nehmen und viel leicht vermagst du mir zu helfen!“

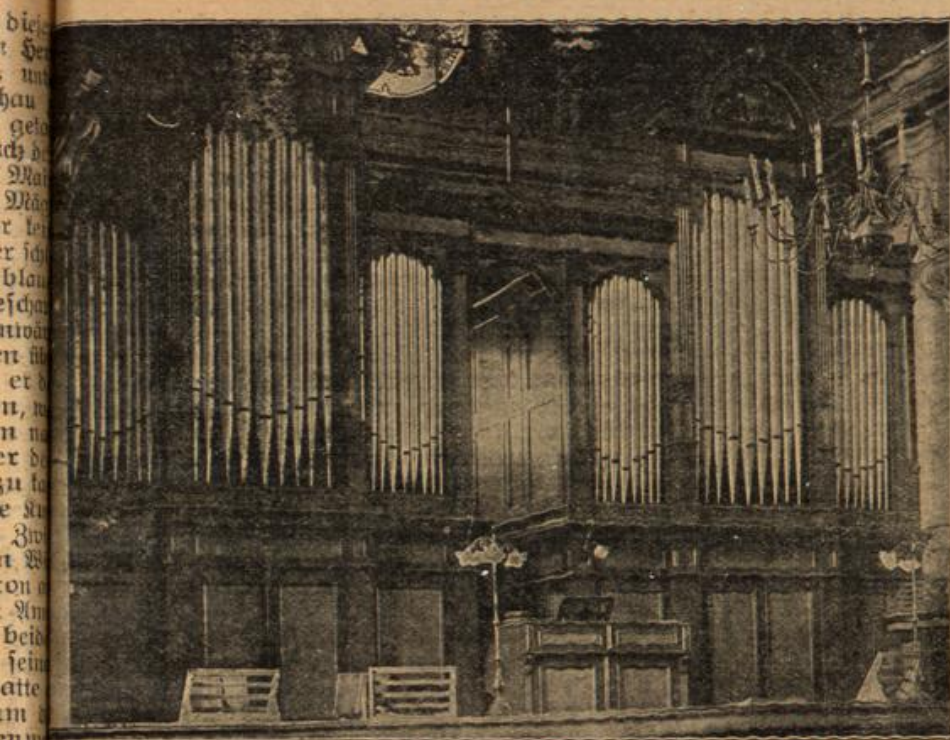
Es lag in dem Ton des Sprechenden etwas Beschlendriges vor dem jeder Widerspruch erstarb. Sich nochmals tief verneigend, folgte Bels dem hohen Manne in die kleine Gasse und begann stotternd von seiner Liebe zu der schönen Bäckerstochter und von der herben Abweisung zu erzählen, die er vor einer Viertelstunde



Der Tiroler Oberjäger Gaspar Wallnöfer.
(Mit Text.)



Geschütztransport in den flandrischen Dünen.
Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.



Orgelerfag aus Papier. (Mit Text.)

hren hatte. Als er die letztere schilderte und die derben Worte
Bäderswitwe wiederholte, lachte sein Zuhörer hell auf und sagte:
„Meiner Treu — das muß ein artig Schälgelein sein, deine
eige Schwieger! Wird dir die Hölle heiß machen, lieber Welf!
böse Sieben muß ich kennen lernen. In der Rannengießer-
ine wohnt sie und Knoderer nennt sie sich? Ist leicht ein Mähm-
chen von meinem liebwerten Freun-
de, dem Heinrich? Geh mit Gott,
mein Sohn und laß den Mut nicht
sinken! Will gern ein gutes Wörtlein
für dich einlegen. Zum Mittagsmahl
bist du mein Gast — dann kann ich
dir vielleicht Gutes vermelden!“

Und ganz freundlich dem jungen
Kriegsknecht zuneigend, schlug der
Mann im Ledertoller den Weg nach



Ein englischer Offizier in
Kampfausrüstung.
(Nach „The Graphic“.)

von Rannengießergasse ein.
Es hatte zu schneien be-
gannen und dicht wirbelten
von einem eifigen Winde
untertiefenen Floden nieder,
gleich der hochgewachsene Rei-
termann vor dem Bäde-
r Witwe anlangte. Das Ver-
wunderungsgewölbe, in das er trat,

war leer, aber aus der anstoßenden Backstube
hörte man eine zeternde Weiberstimme und
zuweilen das Aufschluchzen einer Weinenden.

„Ja, heule nur, du gottvergeßenes Ding!“
hörte der Lauscher die Scheltende sagen. „Der
Gegreim rührt mich mit nichts! Weiß es be-
ßer, was dir frommt, als du selbst! Ist's eine
ehrbaren Jungfer würdig, nach den licherlichen
Kriegsknechten zu schielen und verliebtes Ge-
spiel mit einem von ihnen zu treiben? In
Grabe würde sich dein seliger Vater drehen,
wenn ich dir in deinem Unverstand den Willen
ließ! Der Bastel Hardinger hat mein Wort,
der ist ein gar
wackerer Mann
und er versteht
auch das Hand-
werk aus dem
Grunde. Als
sein Gespons
wirst du herrlich
und in Freuden
leben. Diesen
jungen Fant
aber, der da
einherstolzert
gleich einem
Pfauen mit der
Wehr an der
Seite und der
unserem lieben



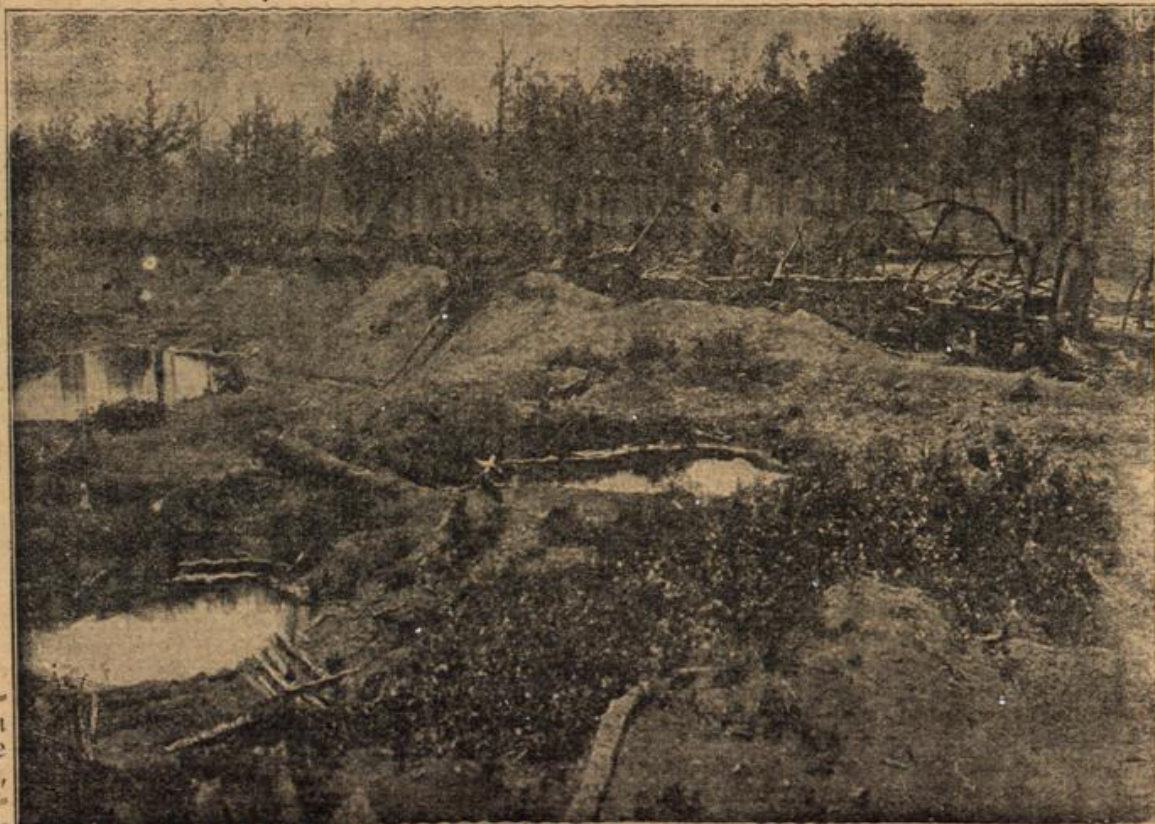
Wirt. Geh. Rat v. Reichenau.
(Mit Text.)

Hertgott die Tage abzieht —
den Schlag dir nur ja aus dem
Sinn! Kriegsvoll — Sünden-
pad! Wirst mir einst gewiß dan-
ken, daß ich dich vor deiner Lor-
heit bewahrt habe!“

Frau Gudula würde wohl ihre Predigt noch fortgesetzt
haben, wenn nicht die Türe der Backstube geöffnet worden und
der Reitersmann eingetreten wäre. Bei seinem Anblick stutzte
die Meisterin einen Augenblick, um dann ihre gewohnte kampfs-
bereite Stellung einzunehmen und den Besucher anzufahren:

„Auch einer von der Sorte! Was begehrt Ihr? Die Beden
und Brezeln sind für heute verkauft; morgen gibt es frische —
dann lehret wieder!“

„Verlaßt, Frau Meisterin, daß ich mich bei Euch wärme!“
sagte der Kriegsmann bescheiden. „Der rauhe Schneesturm und



Munitionslager und Munitionszug der Russen, die von deutschen Fliegern und Artillerie vernichtet wurden.
An Stelle der mit Wasser gefüllten Sprengtrichter befanden sich vorher Munitionslager. — Phot. Reich. Sp. eiling.

die grimme Kälte trieben mich herein! Habt wohl für kurze Frist ein Plätzlein an Eurer Herde für einen alten Reitersmann?"

Das Gritelein hatte beim Eintritt des Gastes seine Tränen getrocknet und holte sofort einen Stuhl herbei, den es neben den Herd setzte. Frau Gudula aber sog'se mürrisch:

„Für Leute von Eurer Art ist hier kein Raum! Als rauhem Kriegsmann wird Euch wohl das bißchen Schneegeföhler und die frische Luft nichts schaden! Drum geht mit Gott und sucht Euch eine andre Stätte, wo Ihr Euch wärmen möget! Zur nächsten Schenke sind nur wenige Schritte!"

„Ihr weisset mich hinaus, Frau Meisterin — mich, einen alten, müden Mann? Das ist doch sonst nicht Mainzer Art, wo man in jedem Hause den Mannen Kaiser Rudolfs mit Gastfreundschaft und Herzlichkeit begegnet!"

„Die andren mögen tun und lassen, was sie wollen — was kümmert's mich?" entgegnete Frau Gudula gereizt. „Mir ist das Kriegsvolk im Innersten zuwider und mag ich nimmer es in meiner Nähe leiden. Will auch dem lieben Herrgott danken, wenn der Kaiser endlich wieder von dannen zieht! Weiß nichts, als neue Steuern aususchreiben, daß sich kein laues Kriegsvolk mästen kann. Fünf Gulden Korn- und Mählgeld soll ich wieder zinsen — ist das nicht himmelschreiende Gewalt?"

Der Kaiser braucht das Geld, um den gebotenen Landfrieden im deutschen Land zu sichern, gute Frau!"

„Zum Traßen und zum Schlemmen nimmt er unser Hab und Gut!" entgegnete die Meisterin zornig. „Und Ihr helft ihm dabei! Drum hebet Euch hinweg und macht die Thür von außen zu! Verhaft ist mir, was Wehr und Waffen trägt! Zur Schenke geht!"

„Bei Gott, Ihr tut dem Kaiser unrecht und auch mir, gute Frau!" suchte der Reitersmann zu beruhigen. „Seit Monden schon zahlt er mir keinen Sold; drum kann ich nimmer in der Schenke Einkehr halten, weil mir kein Heller in dem Beutel klingt!"

„Geschieht Euch recht — weswegen dienet Ihr dem Landverwässer? Ist Euch die Schenke verschlossen, dann geht, wohin Ihr wollt — zum Gottseibeius meinetwegen! Hier aber ist kein Platz für Euch und wenn Ihr Euch nicht paßt, dann will ich Euch das Bleiben schon verleiden!"

Mit diesen Worten nahm das Weib den neben dem Herde stehenden gefüllten Wasserschaff und leerte ihn über die offene Glut aus, daß zischender Dampf emporauoll und im Augenblick den Raum erfüllte, so daß man kaum zu atmen vermochte. Hustend suchte der Reitersmann den Ausgang und schritt, ein bitteres Schnägelächeln ausstößend, nach dem Flur, wo er sich umwende und zu rückdrief:

„Mit Recht nennt man Euch eine böse Sieben! Ich dank Euch für den lieben Willkomm — will's Euch lohnen!"

Als Antwort flog ihm der geleerte Wasserschaff nach, der polternd über die Steinfliesen des Flurs rollte, so daß es der Reitersmann für geraten fand, eilig die Gasse zu gewinnen.

„Dem hab ich die Lust zum Wiedertommen gründlich verfallen!" lachte die Meisterin auf und ging nach der Badstube, um die Fenster zu öffnen und frische Luft einzulassen.

Wenige Stunden später, als Frau Gudula in der neben dem Verkaufsgewölbe liegenden Wohnstube im großen Lehnstuhl neben dem Kamin ihr Mittagschlächchen hielt, bewegte sich ein seltsamer Zug nach dem Väterhause. Voran ein Herold in den kaiserlichen Farben, dann zwei Männer, die eine verhüllte Platte und einen großen Weintrag trugen und zuletzt mehrere gepanzerte Knechte. In das Verkaufsgewölbe tretend, ließ der Herold mit seinem Sabe dreimal auf den Fußboden und rief mit schallender Stimme:

„In des Kaisers Namen fordere ich Frau Wittib Gudula Abo derer vor mein Angesicht!"

Erdrückt eilte das schöne Gritelein aus einem der Hinterräume des Hauses herbei und ging die Mutter zu wecken, die gleich darauf mit verschlafenen Augen und vom Schlummer getötenen Wangen auf der Schwelle erschien.

Der Anblick des Herolds und der Gewaffneten machte sie rasch munter und ein Zittern überließ ihre berbe Gestalt, so daß sie sich an dem Verkaufstische halten mußte, um nicht umzufallen. Mit versagender Stimme flammelte sie: „Was begehret Ihr von mir?"

Der Herold begann: „Sintemalen Herr Rudolf, unser großmächtiger Kaiser und Herr, der Lehre unseres Herrn und Seligmachers Jesu Christi eingedenk ist, die da gebietet, Böses mit Gutem zu vergelten, sendet Euch, der Wittib Gudula Anoderer, zum Dank für den bösen Willkomm, den Ihr dem kaiserlichen Herrn vor zweien Stunden bereitet habt, diesen Wildschweinestopf nebst einem Krüglein fürtrefflichen Weines, auf daß Ihr teilnehmenden möget an seinem Traßen und Schlemmen. Den geziemenden Dank möget Ihr in der Hofburg abstratten!"

Keines Wortes mächtig, starrte Frau Gudula auf die Männer, welche die mitgebrachte Platte mit dem jetzt enthüllten Wildschweinestopf sowie den Krug Wein auf den Verkaufstisch setzten

und dann gemessenen Schrittes den Raum verließen, gefolgt vom Herold und den Gewaffneten. Und immer noch stand sie wie eine Bildsäule, als schon das Durcheinanderdrängen der Menge, die sich vor dem Hause versammelt hatte, verflungen und dann sank sie mit gerungenen Händen und krebleichem Gesicht auf den nächsten Stuhl und stöhnte:

„Herr Gott, was habe ich getan! Es war der Kaiser ja mit dem ich so übel verfuhr! Mit Antwortworten hab' ich ihn schmäh't, hab' mich an seiner geheiligten Person vergrißen! Wird das enden? Welches Strafgericht wird über mich ergehen?"

Und jammern und wankte sie nach der Wohnstube zurück, die dort vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzuknien und sich Haare zu zerren.

Vergeblich suchte das schöne Gritelein die Mutter mit Versicherung zu trösten, daß der hohe Herr wohl nichts gegen sie im Schilde führe, sonst hätte er doch nicht den Bräutigam und den Wein von seinem Tische gelendet.

Frau Gudula wollte nicht glauben, daß sie für das, was ihrem Tasüthalten unverzeihliche Vergehen Gnade finden sollte, und machte sich die nächste Zukunft in den düstersten Farben vor.

„Ist wohl das Hentersmahl, so mir der hohe Herr ins Gesicht gesendet!" jammerte sie. „O, wie ist mein letztes Stündlein nicht! Ich hab' doch meine Zunge im Raum gehalten! Leicht ist mir Bogt mit seinen Rutenknechten schon unterwegs, mich zu fahnen!"

„Frau Mutter, höret mich!" suchte Gritelein zu beschwichtigen. „Verzweifelt nicht! Herr Rudolf ließ Euch sagen, daß er Böses mit Gutem vergelten wolle! An einem Kaisernd darf man nicht willteln. Eilt nach der Hofburg, werket Euch dem hohen Herrn Füßen und flehet um Gnade! Er ist ein strenger, doch ein milder und gerechter Herr! Wird Eure bösen Reden Euch verzeihen!"

„Er wird mich greifen und verdammen!" stöhnte die geängstete Witwe unter Tränen. „Wird dich zur Waise machen, Gritelein!"

„Nicht doch, Frau Mutter! Der Bote tat es Euch doch heute, daß Kaiser Rudolf Euren Dank erwartet! Drum säumet nicht ihn abzutragen — eilt zur Hofburg!"

Die Worte der Tochter schienen eine leise Hoffnung zu wecken, denn Frau Gudula richtete das verweinte Antlitz empor und flammelte:

„Du meinst, der hohe Herr wird mir verzeihen, wenn ich reuevoll, um Gnade fleh? Meinst du wirklich, lieb Gritelein?"

Und auf eine bejahende Gebärde der Tochter fuhr sie, gefasst werdend, fort: „Ich muß es wagen, ehe mich die Schergen greifen! Das ist ein schwerer Gang fürwahr! Leb wohl, lieb Gritelein! Bete zu den lieben Heiligen, daß deine arme Mutter wiederkehren! Und der Tochter einen Kuß auf die Stirne drückend, eilte Frau Gudula hinaus auf die Gasse, um wie gekehrt über den um ihren Füßen knirschenden Schnee nach der Hofburg zu rennen zu können."

Dort war eine zahlreiche Menschenmenge versammelt, die neugierig nach dem von zwei gepanzerten Kriegsknechten bewachten Toreingang guckte, wo ein reges Treiben herrschte. Eile in prächtigen pelzverbrämten Gewändern, Domherren, Ritter, Mönche und Ratsherren gingen aus und ein; fürstliche Herren stiegen von schneubenden Rossen und begaben sich, die Wächtern ehrfurchtsvoll mit den vorgestreckten Speeren begrüßt, hinauf nach dem Königsaal, aus welchem gedämpfte Fiedel- und Flötenklänge herabdrönten.

Mit Mühe bahnte sich Frau Gudula einen Weg durch die Gedränge, ging zum Saunen der Leute geraden Wegs auf den Thor zu und an den Wächtern vorüber, die sie wohl für einen Bediensteten des Hofes hielten und ihr den Eintritt nicht verwehrten. Je näher sie dem Königsaal kam, desto stürmischer pochte ihr Herz und oben angelangt, mußte sie sich auf einer der Wand des weiten Flurs stehenden Bank niederlassen, um Mut und Kräfte zu sammeln. Die Pforten des Saales waren weit geöffnet und konnte man die in Hufeisenform aufgestellten von einer Menge vornehmer Herren besetzte Tafel übersehen. In der Mitte saß in einfachem braunen Gewande Kaiser Rudolf an der Seite eines freundlich blickenden Mannes in mittleren Jahren, an dessen Gewand man einen hohen geistlichen Würdeträger erkannte. Das war der hochwürdige Bischof von Mainz, Herr Heinrich Anoderer, der sich vom einfachen Vätergesellen zu seiner hohen Würde emporgeschwungen hatte und den der Kaiser seiner Klugheit und Ergebenheit halber über alles schätzte. Ein weitläufiger Better des verstorbenen Sebastian Anoderer, hatte er einstmals in dessen Diensten gestanden, war aber davongelaufen, um als Varsüßermönch seine glänzende Laufbahn zu beginnen.

In weiterer Reihe hatte der Kaiser neben seiner Umgebung das Abenteuer erzählt, das ihm am Vormittage in dem Väterhause begegnet war. Der hohe Herr verstand es, den Auftritt komisch zu schildern, daß alle in ein lautes Gelächter ausbrachen und der Bischof zu dem Kaiser gewendet sagte:

folgt das sieht meinem lieben Mähmchen ähnlich. Kenne ihr loses
Handwerk, denn ich selbst hatte darunter als junger Gelell das
verloren. Aber ich legte die scharfe Zunge Frau Gudula, denn
ich sah mich den Weg zur Höhe finden lassen. Deswegen möcht
ich Euch, o hoher Herr, bitten, der Wittib nicht gram zu sein und
ihnen Unverstand in Gnaden verzeihen.“
Der Herr sah diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Die offen-
herzige Stimmung, die in dem Saale herrschte, hatte der vor-
her! Ihre harrenden Bäderstühle Mut gegeben und in raschem
Entschlusse war sie vor den Sitz des Kaisers geeilt und hatte sich
auf seinen Füßen geworfen. Die an der Türe wachhabenden Tra-
banten näherten sich der Frau, in der Absicht, sie aus dem Saale
zu entfernen; der Kaiser aber winkte ihnen ab und wendete sich
mit einem Lächeln zu der Frau:
„Wie siehst du, Frau Meisterin? Ihr sucht mich heim? Gedenkt
an mein Herz zu wärmen, inwiefern die Glut auf
dem Herd gelodert ist?“
„Nieder brach ein lautes Gelächter an der Tafel aus; Frau
Gudula aber erhob die gefalteten Hände gegen den Herrscher
und sprach:
„Gnade, o hoher Herr, laßt mich nicht büßen, was ich töricht
in Euch verschuldet! Verzeiht in Eurer Güte meine harten Worte!“
„Ist das Euer Ruf, daß Ihr fürder auch Eurer bösen Zunge freien Lauf
lasset und meine wackern Knechte schmäht und scheltet, wenn
ich Euch Euer Haus betritt?“ fragte der Kaiser.
„Dieses Mit Eurer Güte will ich jedem von ihnen fürderhin begegnen
nicht will keinem mehr ein ungut Wortlein sagen! Nur schenkt
Ihr mir Gnade, hoher Herr!“
„Ihr wollt, Ihr dies hoch und heilig mir geloben und welche
Verpflichtung leistet Ihr, daß Ihr zu jeglicher Stunde Eures Wortes
eingedenk bleibet?“ fragte der Herrscher weiter.
„Bei meinem Seelenheile schwör ich's, hoher Herr!“ ver-
sprach Frau Gudula.
„Ihr Versprechen und Gelübde sind nur Worte und Bande, die
auf der Zeit zerreißen. Mir dünkt es ratsam, daß man Eurer
Zunge einen kräftigen Zaum anlege! Ich in liebevoller Freund-
schaft und Hochachtung hier an meiner Seite, hat für
Euch gebeten. Bei ihm bedankt Euch, wenn ich die schwere Pön-
nisschuld Eurer Lasterthaten Euch erlasse!“
Der Herrscher, der lachend auf die verzweifelte Frau
sah, nahm jetzt das Wort: „Habt Euch mit Eurer losen
Zunge ein böses Suppe eingebracht, Frau Gudula. Dankt
Ihr Eures Herrschers Milde, wenn er Gnade läßt und unterwerft
sich in Demut dem, was er gebietet!“
„Nur Eurer hohen Töchterlein zuliebe läßt ich Gnade!“ be-
sprach der Kaiser wieder. „Sie hat mich freundlich an den Herd
geführt, drum drängt es mich, ihr zu danken. Eilt, sie zu holen,
denn sie führt sie ohne Säumen vor mein Angesicht.“
„Als wären ihr Flügel gewachsen, eilte Frau Gudula zum
Herrn hinaus und kehrte nach einer kleinen Viertelstunde mit der
Herrin zurück, die mit niedergeschlagenen Augen sich zaghaft
dem Herrscher näherte.
„Böhlgefällig ließ dieser den Blick auf der anmutigen Gestalt
ruhen und begann in milde Tone: „Du hast mir heute Gut es
gemacht, lieb Jüngferlein. Deswegen sage ich dir Dank
und stelle es dir frei, dir eine Gnade zu erbitten.“
„Verlegen nach Worten suchend, verneigte sich Grätelein bis
auf die Erde und stammelte: „Schenkt meiner guten Mutter Gnade,
die ein Herr, und trägt Ihr nicht die schlimmen Worte nach!“
„Ich will es tun, doch nur unter dem Beding, daß du und
deine Mutter mir einen Herzenswunsch erfüllet!“ sagte der
Kaiser freundlich, indem er den am unteren Teil der Tafel sitzen-
den, der sich heranzuwinkte und dann an Frau
Gudula gewendet fortfuhr: „Welsch Hofschofer, mein Schildknecht,
stellt sich nach einem Weib. Ihm schuld ich Dank, weil er in
unserem Treffen gar wacker mit zur Seite stand und einst durch
seinen seltenen Mut mich vor dem Tod bewahrte. Für ihn, Frau
Gudula, gebt mir ein Wort, werb ich um Eurer Tochter Hand. Gebt
Ihr den Segen zu dem Liebesbunde und Eurer schlimmen Neben-
barn vergeben und vergessen!“
„Während das Grätelein mit glückseligem Gesicht erröthend ihre
Hände in die entgegengestreckte Rechte des jungen Kriegsmanns
legte, stand Frau Gudula, keines Wortes mächtig und sah im Kreise
der Ritter und Edlen umher. War es denn Traum oder Wirk-
lichkeit? Eine Ehre wurde ihr zuteil, wie keiner unter Tausenden
hatte! Der Kaiser selbst führte ihr den Eidam zu und dieser
kam war der Günstling des Gewaltigen. Im Kreise der Ge-
burtinnen durfte sie sich dessen rühmen! Der Gedanke erfüllte
sie mit einem überwältigenden Glücksgefühl und unter dem
Lächeln gegen den Herrscher fand sie endlich die Worte:
„Wie soll ich für die Gnade danken, hoher Herr! Mit Freuden
ich zu dem Bunde meinen Segen!“

Da schmetterten die Zinken und Trommeln von der Galerie
herab eine fröhliche Weise und von allen Seiten rief man Glück-
wünsche dem jungen Paare zu, das Hand in Hand glückselig vor
dem Herrscher stand, der lachend den beiden die Rechte
zum Kusse bot. Herr Bischof Heinrich aber trat zu Frau Gudula
und sagte lachend:
„Bon jest ab, Mähmchen, leget aber dem losen Mundwerk
Zügel an, auf daß man Euch nicht mehr die 'böse Sieben' scheltet!“

Wie der Sago gewonnen wird.

Der wegen seiner Nährkraft allgemein geschätzte Sago kommt
hauptsächlich aus Niederländisch-Indien, und unter den
Inseln dieses Gebietes ist wiederum Sumatra in der Sago-
gewinnung bevorzugt.
Im allgemeinen spricht man nur von einer Sagopalme, aus
der das Produkt gewonnen werden soll. Tatsächlich gibt es auf
der Insel Sumatra allein vier verschiedene Arten von sagoliefernden
Palmen, die aber alle zu einer Gattung gehören. Leider ist
es nötig, den Baum gänzlich zu vernichten, wenn man des Sa-
gos habhaft werden will. Dagegen verlangt er auch kaum eine
Pflanze und vermehrt sich auch ohne Zutun des Menschen durch
Schößlinge, die aus dem Wurzelstode sprossen und sehr schnell
wachsen. Der Sago wird aus dem Marke dieser Palme zubereitet
und der Ertrag ist ein sehr großer, da das Innere des Stammes
bis auf die verhältnismäßig dünne Rinde mit Mark gefüllt ist.
Die Stämme werden entweder in kleine Stücke zerlegt oder durch
Längsschnitte geöffnet. Das Mark, das dem Holundermark gleicht,
kann leicht herausgeschabt werden, nachdem es mit Wasser
durchfeuchtet worden ist. Dann wird er nochmals gewaschen, ge-
presst und getrocknet. Auf diesem Wege entsteht das Sagomehl.
Der Perl-sago, wie er unseren Hausfrauen besonders bekannt
ist, wird dann erst sodeder aus dem Sagomehl hergerichtet, das
durch Sieben in die Gestalt von Körnern gebracht wird. Ein ein-
ziger Baum liefert 150—300 Kilo Sago, und zwar nach einem
Wachstum von 12—15 Jahren. In Sumatra ist die Sagogewinnung
hauptsächlich in den Händen der Chinesen; fast die gesamte
Ausfuhr der Ware nach andern Ländern geht über den Hafen
von Singapur, wo bekanntlich die chinesischen Kaufleute den Han-
del nahezu beherrschen. Außer Sumatra sind die Inseln Celebes
und Borneo an der Lieferung von Sago hervorragend beteiligt.

Totenfest.

Des Herbstes letzten Kranz
Tragen wir heut hinaus,
Auf daß sein bunter Glanz
Noch schmückt der Toten Haus.
Oh Winter-schnee umfängt
Die Hügel groß und klein,
Sei ihnen noch geschenkt
Ein bunter froher Schein!
Wir neigen stumm das Haupt
Zu Gruft und Gräbern tief, —
Was uns der Tod geraubt,
Und was so lange schlief.
Es steigt voll Seligkeit
Erinnerungsmild empor:
„Ist's schon so lange Zeit,
Seit dich mein Herz verlor?“
Ein Wehen grüßt uns sacht,
Ein Hauch von ferne her,
Leuchtend ist aufgewacht,
Was wir geliebt so sehr . . .
Da streift der Wind vom Baum
Ein laubiges, feuchtes Blatt,
Und jäh zerrinnt der Traum,
Der uns umfangen hat.
„Es ruft nach uns die Welt,
Lebhaft wohl, wir müssen gehn —
Und wann es Gott gefällt,
Ein selig Wiedersehn!“
Johanna W. Paulsen.

Fürs Haus

Das Besprengen und Gießen feintörnigen Samens
hat bekanntlich seine Schwierigkeiten, da er sehr leicht zusammenge-
schwemmt wird. Die ganz feinen Blumenknospen
Schwierigkeiten weg,
doch ist es nicht je-
dermanns Sache, sie
sich zuzulegen. Da sei
ein einfaches Hilfs-
mittel empfohlen.
Man nimmt eine
Bürste, taucht sie ins
Wasser, schwenkt sie
etwas aus, so daß
nicht allzuviel Wasser
mehr zwischen den
Borsten bleibt, hält
sie schräg über den
besäten Topf oder die
besäte Schale und erzeugt, indem man etwas kräftig gegen die Bürste
streicht, einen feinen Staubregen, der, einige Male vorsichtig wieder-
holt, genügend Feuchtigkeit für die Sämereien abgibt.



Unsere Bilder

Die Zerstörung Ostendes durch die Engländer. Seit längerer Zeit beherrschen die Engländer mit weittragenden Geschützen die belgische Stadt Ostende. Ohne auf die friedliche Bevölkerung der Stadt Rücksicht zu nehmen, schleudern sie die schweren Granaten bei Tag und Nacht, und neben den Ruinen, die als stumme Zeugen des Unglücks, das die Stadt betroffen, zum Himmel ragen, liegen viel Leichen von Einwohnern, die im sicheren Vertrauen darauf, daß England das schönste Bad der Welt achten werde, nicht daran gedacht haben, sich vor ihren Bundesgenossen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Unser Bild zeigt, daß dem englischen Feuer im Verein mit den Fliegerbomben ganze Häuserblöcke zum Opfer gefallen sind.

Der Tiroler Oberjäger Gaspar Ballmayer, der mit 79 Jahren als Kriegsfreiwilliger sich zur Front meldete, kämpft nun zum drittenmal gegen Italien. Als zehnjähriger Knabe zog er 1848 mit der Senje gegen Italien und erwarb sich die Silberne Tapferkeitsmedaille; im Kriege 1866 erhielt er für die Eroberung einer italienischen Kanone die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Orgelersatz aus Papier. Der deutsche Erfindungsgeist hat nun auch zur Herstellung von Orgelfassaden aus Papier geführt. Die erste Papierorgel befindet sich in der Pfarrkirche zu Schützwalde, deren bronzene Orgelfassade zum Einschmelzen abgeliefert wurde. Es ist einem geschickten Handwerker gelungen, eine genaue Nachbildung der Orgel aus Papier herzustellen. Nachdem die Papierfassen einen Auftrag mit Aluminiumfarbe erhalten haben, gleichen sie ganz der früheren Orgel, so daß die Gemeindeglieder das altgewohnte Orgelbild nicht entbehren müssen.

Wirtl. Geheimrat v. Reichman, Vorsitzender des Vereins für das Deutschtum im Ausland; seine diplomatische Laufbahn begann am Baisan, im Haag, in Bukarest, Washington, dann wurde er Generalkonsul in Sofia, hierauf wirkte er in diplomatischer Mission in Chile, Brasilien, 1910 wurde er Gesandter in Serbien und 1911 in Schweden. Während des Krieges war er kurze Zeit als Zivilgouverneur bei der Bugarmee tätig. Er hat sich bereits während seiner diplomatischen Laufbahn um die Stärkung des Deutschtums im Ausland große Verdienste erworben.



Gemüthlich.
Jungfer Untersuchungsrichter (zum räthselhaften Dieb): „Bekennen Sie sich Kavalier — es will Ihnen doch nichts, Sie sind überführt!“
Angeklagter: „Hält man ein, doch ich's so'n jungen Herrn so leicht macht! Geben's Ihn nur a weinged' Wils! — der alte Herr Landrichter hat oft zwei bis drei Stund' brought, bis i amal ja g'lagt hab!“

Allerlei

Ähnlichkeit. Postbeamter: „Wie Sie dieses Heft Ihrem Fräulein am besten zuschicken? Machen Sie eine Rolle!“ — Dienstmädchen: „Ach nein, die Enttäuschung wäre zu groß, dann meint er, es wäre 'ne Wurst!“

Hochzeitsspenden im 15. Jahrhundert. Am Überlieferungen mit Hochzeitsspenden zu feiern, erließ die württembergische Regierung ums Jahr 1400 folgende Verordnung: „Wer Hochzeit halten will, mag gast laden, so viel er will, doch daß keine mehr schenkt, weder heimlich noch öffentlich, an gelt oder geldeswerth als: Ein par Ehegemacht (Ehepaar) 7 Schilling, ein Witwer 4 Schilling, eine Witwe 3 Schilling, ein Knecht 2 Schilling, eine Tochter 9 Heller. Alles bei Pön 10 Gulden. Doch werden die 3 ortes ausgenommen Vatter und Mutter, Schwager und Schwägerin, die mögen schenken, was sie wollen. Dem Turmman (Türner), so er die Braut anbläst, gibt man sein gewohntes, wie von alter her. Sonst ist man nicht schuldig, weder dem nachrichter, den gemeinen Frauen, dem Todtengräber noch dem Väter.“

Ein König von Nordwinds Gnaden. Nachdem im Jahre 1520 der dänische und norwegische König Christian II., der Böse, auch Schweden an sich gerissen und, um sich seiner Gegner auf einen Schlag zu entledigen, vom 8.—10. November desselben Jahres das Stocholmer Blutbad angerichtet hatte, gab der schwedische Edelmann Gustav Wasa sich alle erdenkliche Mühe, seine Landsleute zur Auflehnung gegen die grausame Herrschaft des Tyrannen aufzustacheln. Lange erzielte er bei dem schwerfälligen Geschlecht nichts damit. In Stumpfheit trugen die Leute ihr Joch weiter. Als er bei einer solchen geheimen Versammlung all seine Beredsamkeit erschöpft hatte und fast schon am Erfolg verzweifeln wollte, da erhob inmitten der gleichgültig und schweigend herumsitzenden Männer plötzlich ein alter Bauer seine Stimme. „Ein Nordwind tritt ein“, rief er, „und ein Nordwind ist immer ein glückliches Vorzeichen. Laßt uns ihm folgen, denn Gott bekennt sich zu Wasas Vorhaben!“ Diese ländlich schlichten Worte aus dem Munde von ihresgleichen wirkten wie ein Zauber auf die so lange unbewegt Dahliegenden. Der Mann ihrer trügen Unentschlossenheit war gebrochen. Die Männer sprangen auf und erklärten ihre Zustimmung. „Sei du unser Anführer“, boten sie und als Wasa sich dazu bereitfinden ließ, kämpfte alles nach Hause und bereitete die große Kunde aus. Binnen wenigen Tagen hatten sie ein Heer zusammengebracht und ausgerüstet, das sich stark und muthig genug fühlte, den Kampf mit Christians kriegsgewohnten Truppen aufzunehmen. Die Schlacht, die Gustav Wasa ihnen mit seinen Tapferen lieferte, war so entschieden siegreich, daß diese ihn sogleich zum Reichs-

verweser und nach der Eroberung von Stocholm 1523 zum Könige von Schweden machten. Als 1531 Christian sein Reich zurückerobern wollte, dem auch aus Dänemark hatte man ihn verjagt, da unterlag er und geriet in Gefangenschaft. Erst achtunddreißig Jahre später erlöste ihn der Tod daraus. Gustav Wasa aber, dem der unerwartet eintretende Todwind ein so überaus günstiges Vorzeichen gewesen war, regierte selbst bis 1560 und sein Geschlecht, unter dem Schweden sich zur nordischen Großmacht entwickelte, bis 1654, in welchem Jahre Gustav Adolfs unvermählte gebliebene Tochter Christine freiwillig die Regierung niederlegte. C. F.

Gemeinnütziges

Zur Verbreitung der Kollernie trägt das Verbleiben der Kollernie auf dem Lande bei. Man muß sie herausziehen und verbrennen, die Nische kommt auf den Komposthaufen oder wird aufs Land gestreut.

Beim Steinobst soll der Nüsschen gleich beim Pflanzen erfolgen, da die unteren Augen schlafen und die oberen Partien kahl bleiben. Die Triebe werden kürzer als bei Kernobstbäumen geschnitten, etwa die Hälfte der Länge.

Im Herbst geäte Wurzelgemüse keimen im Frühjahr eher und reicher. Man säe noch Karotten, Schwarzwurzeln, Möhren, Kerkelrüben. Allenfalls ist der breitwürfige vorzuziehen.

Für Spargel ist im Spätherbst eine Düngung mit Thomasmehl und Kain sehr zu empfehlen, auf dem Quadratmeter zila 120 Gramm.

Junge Begonien und Gloxinien knollen überwintern sehr schwer, schrumpfen ein. Zur Vorsicht sollte man sie, anstatt trocken, in Schalen mit feuchter Erde legen. Mäßig warm gehalten überwintern sie gut.

Blasse Dotter entstehen in den Eiern, wenn es den Hühnern an Grünsutter mangelt und ölhaltigen Stoffen im Futter fehlt. Im Winter sind deshalb die Eier fast stets etwas blasser als im Sommer gelegte Eier. Sehr schön gelb gefärbte Dotter lassen sich auch im Winter erzielen, wenn man den Hühnern im Schatten getrocknetes Kleeb und Mais füttert.

Sehe vorsichtig mit Spiritus an. Auf jeder mit Spiritus gefüllten Flasche befindet sich folgender Zettel aufgeklebt: „Warnung! Das Füllen von Spiritus auf die Lampen, Kocher usw. bei brennender Flamme ist wegen der damit verbundenen Gefahr unbedingt zu unterlassen.“ Möchte doch jede Hausfrau diese Warnung nicht nur lesen, sondern auch danach handeln. Unglück und Leid aller Art würde dadurch vermieden werden. Genug Menschenleben sind schon vernichtet worden, wenn man glaubte, bei brennender Flamme Spiritus nachfüllen zu können. Man braucht nur die Tageszeitungen zu lesen. Immer wieder werden Fälle gemeldet, daß auf die angegebene unvorsichtige Weise Menschen lebendigen Leibes verbrannt sind. Das gedankenlose Handeln trägt allein die Schuld. Der Mensch soll den kochenden Topf nicht arbeiten, seine Pflicht tun und mit allen Dingen, die eine Gefahr heraufbeschwören können, vorsichtig umgehen. Manches Menschenleben wird erhalten bleiben, wenn der Warnungszettel auf den Spiritusflaschen als ein ständlicher Warnungsruf beachtet wird. A. M.

Auflösung.

H. N. L. H. E. N. N. E. T. O. N. D. E. R. H. E. Y. D. E. K. R. U. S. E. I. S. E. N. B. A. H. H. A. R. B. U. R. G. T. A. F. E. Ö. R. E. G.

Rätsel.

Ich setz' mir Kopf und Füße an, und strebe immer himmelan.
Gugauerberger.

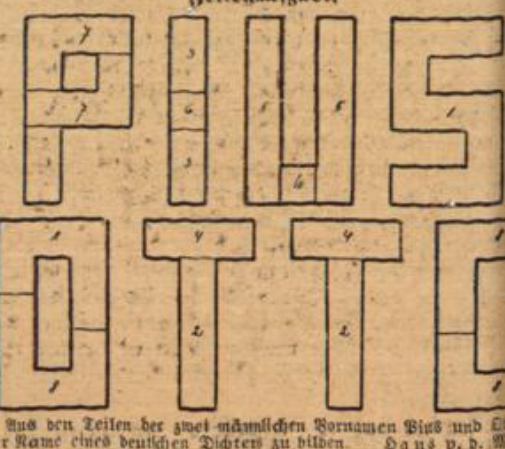
Anagramm.

Ich grüne auf dem Feld, im Reiz nach alter Weise.
Ein Zeichen eingestellt,
Dann bleibst du mich als ewige.

Somonym.

Wir sind Blumen, die bekannst, tun das, was wir sind genannt, und in andern Sinn darauf geben wir viel Reizen auf.
Julius Feld, der Name eines deutschen Dichters zu bilden.

Zerlegungsfrage.



Aus den Teilen der zwei männlichen Vornamen Bias und Otto.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.